

**KATHY
REICHS**

**DIE
HAND
DES
TODES**

**KATHY
REICHS**

**DIE
HAND
DES
TODES**

THRILLER

AUS DEM AMERIKANISCHEN
VON KLAUS BERR

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
THE BONE HACKER bei Scribner,
an imprint of Simon & Schuster, Inc., New York

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text-
und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

2. Auflage

Copyright © 2023 by Temperance Brennan, L.P.

Copyright © 2024 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Published by arrangement with the original publisher,

Scribner, a Division of Simon & Schuster, Inc.

Redaktion: Tamara Rapp

Umschlaggestaltung und Motiv:

Nele Schütz Design unter Verwendung von © Shutterstock/BEMPhoto31,

Nikolayev Alexey; © AdobeStock/kichigin19

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-27476-1

*Für mein unfehlbar kluges und immer standhaftes Ensemble,
die Grandes Dames der forensischen Anthropologie:*

Leslie Eisenberg

Diane France

Madeleine Hinkes

Elizabeth Murray

Marcella Sorg

»Yes, to dance beneath a diamond sky
with one hand waving free.«

Bob Dylan,
Mr. Tambourine Man, 1965

PROLOG

Der Mann war tot, bevor er von der Brücke taumelte.

Bevor sein Körper ins Wasser fiel.

Bevor Schiffsschrauben seine Leiche zerstückelten wie eine
Aufschnittmaschine.

Hätte ich das vorher gewusst, wäre vielleicht manches anders
gelaufen. Oder auch nicht.

Ich werde es nie erfahren.

1

SAMSTAG, 29. JUNI

Das Monster raste unangekündigt heran, ein fettes schwarzes Raubtier, das den ahnungslosen Sommerabend verschlang. Unbarmherzig. Feuer atmend. Fest entschlossen, alles in seinem Weg zu zerstören.

Ich kauerte in seinem Weg.

Ich würde sterben.

Dröhnen.

Krachen.

Donner toste. Blitze zerrissen den Himmel und zuckten auf einen schwankenden Horizont zu, tauchten schmale Himmels-schneisen in kränkliches Gelbgrün.

Dröhnen.

Krachen.

Wieder und wieder.

Die Luft roch nach Ozon, wütendem Wasser, Öl und Schlamm.

Ich hockte geduckt auf dem Deck eines Boston Whaler, der Wind riss an meiner Jacke und meinen Haaren, Regen prasselte mir auf die hochgezogenen Schultern und den Rücken. Mit all meiner Kraft klammerte ich mich an einen Stahlpfosten und hoffte inständig, nicht über Bord geschleudert oder vom Blitz geröstet zu werden.

Das Boot gehörte Ryans Kumpel, Xavier Rabeau, den ich nicht sonderlich mochte. Ryan war im Heck. Rabeau gut geschützt im Steuerhaus. Natürlich war er das.

Rabeaus etwa zwanzigjährige Begleitung, eine Blondine, Antoinette Damico, lag zusammengerollt neben mir. Noch nicht ganz hysterisch, aber kurz davor.

Wir schlingerten und stampften inmitten eines tosenden St. Lawrence dahin. Der Außenbordmotor war tot, überwältigt vom unaufhörlichen Hämmern der Wellen auf dem Strom.

Später sollten Meteorologen fast ehrfürchtig von dem Wetterphänomen sprechen. Sie redeten von Microbursts, also lokalen, sehr kräftigen Fallböen, und Tornados. *La microrafale et la tornade*. Sie sollten den Sturm Clémence nennen, entweder aus Anerkennung oder weil sie die Ironie ihrer Namenswahl nicht erkannten. In zwei Sprachen erklärten sie, warum an diesem Abend in Montreal das Unmögliche geschehen war.

Die Obduktion lag da natürlich noch in der Zukunft.

In diesem Augenblick konnte ich mich bloß mit aller Kraft festhalten, während mir das Herz in Brust, Ohren und Kehle pochte. Wichtig war lediglich, an Bord zu bleiben. Und am Leben.

Ich hatte nur wenig Ahnung von Booten und noch weniger vom Neustarten eines uralten Evinrude-Außenborders, dessen einhundertfünfzig Pferde alle aus dem Stall geflohen waren. Ich wollte unbedingt helfen, war aber hilflos. Und so kauerte ich zwischen den hinteren Sitzen, hatte die Füße eingestemmt und klammerte mich so fest an den Pfosten, dass meine Knöchel weiß wurden.

Innerlich verfluchte ich Rabeau, der so auf das Einladen von Säcken voller Supermarktsnacks und einer Kühlbox mit geeistem Bier – ausschließlich Bier – fixiert gewesen war, dass er sämtliche Schwimmwesten im Kofferraum seines Autos vergessen hatte. Vollidiot.

Ich verfluchte auch mich selbst, weil ich vergessen hatte, nach Sicherheitswesten zu fragen, bevor ich den Pier verließ. Zu meiner Entschuldigung – nicht seiner, schließlich gehörte ihm das

verdammte Boot, und er hätte sich seiner Verantwortung bewusst sein müssen – kann ich sagen, dass die Luft kühl und trocken gewesen war, als wir an Bord gingen, und die leichte Brise so sanft über meine Haut strich wie der Flügelschlag eines Schmetterlings. Unzählige Sterne funkelten in einem makellosen Himmel.

Wir würden einen unglaublichen Blick auf das Feuerwerk bekommen, hatte Ryan gesagt, so aufgeregt, wie es für einen gut fünfzigjährigen Ex-Polizisten kaum angemessen war.

Was soll schon schiefgehen?, hatte Rabeau gefragt.

Alles.

Als ich den Kopf hob, liefen mir Tropfen übers Gesicht, Pfeile aus Wasser trübten meinen Blick und stachen mir in die Wangen. Ohne die Hände vom Pfosten zu nehmen, richtete ich mich ein wenig auf und drehte mich auf den Zehenspitzen um.

Ryan machte sich achtern von mir an dem rebellischen Motor zu schaffen. Auch wenn der Wolkenbruch viele Details verwischte, konnte ich erkennen, dass seine Haare an einigen Stellen platt gedrückt und an anderen vom Wind aufgestellt und verwirbelt waren. Sein langärmeliges T-Shirt klebte ihm am Rücken wie die Haut eines Delfins.

Krachen.

Dröhnen.

Das Boot schlingerte heftig. Die Kühlbox rutschte, torkelte, schoss dann plötzlich hoch und segelte über die Steuerbordreling. Während ich mich wieder auf meinen Hintern setzte, sah ich, wie die leuchtend blaue Box verschwand, ein kantiger Schatten, der auf der schwarzen Brandung tanzte.

Um uns herum versuchten auch andere Boote, ans Ufer zu kommen, und ihre vielfarbigen Lichter blinzelten erratisch durch den Regenschleier. Etwa zwanzig Meter von unserer Backbordseite entfernt wippte wild ein gekenterter Katamaran. Hilflos. Wie ich.

Ich schloss die Augen und wünschte den Passagieren des Katarans eine sichere Landung. Hoffte, dass ihr Kapitän die Vorschriften beachtet und Schwimmwesten bereitgelegt hatte.

Damico neben mir weinte und kotzte, und auf beeindruckende Art schaffte sie es, beides gleichzeitig zu tun. Sie hatte die erste der *Provigo*-Plastiktüten, in denen man die Snacks und Getränke an Bord gebracht hatte, weggeworfen und machte sich jetzt daran, die zweite zu füllen. Wenn das Deck hin und wieder scharf die Neigung veränderte, schrie sie auf und verlangte, an Land gebracht zu werden.

Rabeau schwankte mit gespreizten Beinen vor seinem Kapitänssessel und wartete auf Nachricht von achtern. Sooft Ryan etwas rief, versuchte Rabeau es mit der Zündung. Immer und immer wieder die gleiche Abfolge. Immer mit demselben Ergebnis.

Nichts.

Dann waren Quebecer Flüche zu hören.

Hostie!

Tabarnak!

Câlice!

Durch die Kakophonie aus Wind, Wellen und männlicher Verdrossenheit nahmen meine Ohren ein fast unhörbares Geräusch wahr. Ein hohes, moskitoartiges Sirren. Entfernte Sirenen? Eine Tornadowarnung?

Ich schickte ein Bittgebet an jede Wassergottheit, die zuhören mochte. Clíodhna, die keltische Meereshöttin ... Verdammt, wo hatte ich das denn her? Natürlich von meiner Grandma. Himmel, ich verlor offenbar den Verstand.

Der Bug schoss himmelwärts und sackte dann vom hohen Wellenkamm ins Tal.

Rumms!

Aus Damicos Kehle drang ein Geräusch, ein Wimmern voll silbrig-grüner Galle.

Ich streckte den Arm aus und legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie ließ die Tüte sinken und drehte sich zu mir um, mit einem Mund wie ein umgedrehtes U, aus dessen Winkeln Sabberfäden hingen. Ein Blitz zuckte und erhellte den Skelettbogen der Jacques-Cartier-Brücke hinter und über ihr.

Mit einem Mal spürte ich selbst ein Rumoren im Bauch. Ich schluckte. Und schwor mir, der Übelkeit nicht nachzugeben.

Nicht zu sterben. Nicht so.

Der Tod ist für uns alle unausweichlich. Hin und wieder denken wir über unser Sterben nach. Stellen uns die Augenblicke vor dem letzten Vorhang vor. Vielleicht weil ich mich beruflich mit gewaltsamen Toden beschäftige, neigen meine Vorstellungen eher zum Dramatischen. Ein tiefer Sturz und gebrochene Knochen. Züngelnde Flammen und beißender Rauch. Zerquetschter Stahl und gesplittertes Glas. Kugeln. Schlingen. Giftpflanzen. Tödliche Bisse. Ich bin von Natur aus nicht morbide. Viel wahrscheinlicher ist, dass die finale Zuspitzung in einer Umgebung aus pingenden Monitoren und aseptisch sauberen Laken stattfinden wird.

Ja, ich gebe es zu. Ich bin jede Möglichkeit meiner persönlichen Schlusszene durchgegangen. Jede bis auf eine.

Die eine, die ich am meisten fürchte.

Ich habe schon unzählige Leichen gesehen, die man mit Händen, Haken und Netzen aus ihren wässrigen Gräbern gefischt hat. Habe viele selbst geborgen. Jedes Mal empfinde ich das Grauen nach, das die Opfer durchlitten haben. Der anfängliche Kampf, um über Wasser zu bleiben, das verzweifelte Schnappen nach Luft. Das befürchtete Untertauchen und das Atemanhalten. Das unausweichliche Nachgeben und das Einatmen von Wasser. Und schließlich der gnädige Bewusstseinsverlust, der Herz- und Atemstillstand, der Tod.

Kein leichter Weg zu sterben.

Zur Information: Ich habe eine robuste Angst vor dem Ertrinken. Aber verstehen Sie mich nicht falsch, ich fürchte mich nicht vor Flüssen, Seen und Pools. Ganz im Gegenteil. Ich betreibe Bodsurfing und fahre Wasserski. Zum Training schwimme ich Bahnen. Ich habe also keine Angst, ins Wasser zu gehen.

Ich habe Angst, nicht mehr rauszukommen.

Irrational, ich weiß. Aber so ist es.

Warum war ich dann hier, in einem offenen Boot, in Lebensgefahr inmitten der Mütter aller Stürme?

Feuerwerk.

Und Liebe.

Der Sommer hatte sich in diesem Jahr viel Zeit gelassen, um nach Quebec zu kommen.

Der April neckte uns mit warmen Tagen, die am schwarz verkrusteten Schnee nagten. Und dann tat der April, was der April eben so tut. Das launische Quecksilber tauchte ab und überzog Gärten, Einfahrten, Straßen und Bürgersteige mit einer schlammfarbenen Schlotze aus gefrorenem Schmelzwasser.

Der Mai bot unaufhörlichen Regen, und das auf vielfältige Weise. Dunst aus samtigem Nebel. Niesel aus bräsigen grauem Himmel. Große, fette Tropfen, die aus tief hängenden Wolken prasselten. Feine Tröpfchen, getrieben von Winden, die verächtlich auf wackelige Carports, Vordächer und Regenschirme herabschauten.

Als dann der erste offizielle Sommertag näher rückte, lächelten endlich auch die Wettergötter. Die Sonne tauchte auf, und die Tagestemperaturen knackten die 20-Grad-Marke. Gerade rechtzeitig.

L'International des Feux Loto-Québec, eine Montrealer Tradition, ist eins der größten Feuerwerksfeste der Welt. Damit prahlen zumindest die Organisatoren. Ich habe es nie nachgeprüft. Das Spektakel findet jedes Jahr Ende Juni statt.

Wieder einmal zur Information: Meine bessere Hälfte ist Lieutenant-déetective Andrew Ryan, ehemaliger Mordermittler bei der Sûreté du Québec. Oder ein mehr oder weniger Ehemaliger. Mehr dazu später. Ryan hat eine Schwäche für Pyrotechnik. Auf jedem Niveau. Black Cats. Ladykracher. Bengalische Feuer. Römische Kerzen. Flaschenraketen. Wenn etwas knallt oder Feuerräder verschießt, gerät der Mann völlig aus dem Häuschen. Das muss man sich mal vorstellen!

L'International des Feux ist natürlich eine ganz andere Welt als die Kracher und Leuchtraketen, die Ryan kauft, um sie auf Parkplätzen oder auf freiem Feld abzuschießen. Die Darbietungen eines jeden Landes sind professionell choreografierte Kompositionen aus Musik und der Kunst, die hoch am Himmel explodiert. Die pyromusikalischen Präsentationen sind an sechs aufeinanderfolgenden Samstagen überall in der Stadt zu sehen und zu hören. Ryan liebt sie und lässt kaum eine Aufführung aus.

Ich bin eine staatlich geprüfte forensische Anthropologin und praktiziere schon länger, als ich mir eingestehen will. Meine Karriere habe ich an Tatorten und in Autopsiesälen aufgebaut. Mit eigenen Augen habe ich die unzähligen Varianten gesehen, wie Menschen anderen Menschen und sich selbst Schaden zufügen. Die Verrücktheiten, auf die Leute sich einlassen, um schließlich dabei ums Leben zu kommen. Eine dieser Verrücktheiten ist der unsachgemäße Umgang mit Sprengstoffen. In Sachen Pyrotechnik bin ich deshalb weniger begeistert als mein Liebhaber.

Mit vor jugendhafter Begeisterung leuchtendem Gesicht hatte Ryan vorgeschlagen, sich die Eröffnungsveranstaltung dieses Jahres vom Fluss aus anzusehen. Da das Feuerwerk im La-Ronde-Erlebnispark steigt, der auf der Île Sainte-Hélène gegenüber dem historischen Hafen von Montreal liegt, würde die ganze

wunderbare Darbietung direkt über unseren Köpfen explodieren.
Magnifique!

Und bevor ich mich's versah – *voilà!* –, waren wir auf Rabeaus Boot eingeladen.

Ich muss zugeben, es war schon ein bewegendes Erlebnis, wie zu den Klängen des »Walkürenritts« und der »Ode an die Freude« hoch über uns Päonien, Crossettes und Kamuros explodierten. Ryan benannte und erläuterte jeden einzelnen Feuerwerkskörper.

Bis Clémence auftauchte, um Chaos zu stiften.

Und hier waren wir nun. Ohne Motor. Ohne Schwimmwesten. Triefnass. Schlingernd und stampfend und verzweifelt bemüht, an Bord eines Boots zu bleiben, das für die momentanen Bedingungen viel zu klein war.

Dann registrierten meine Ohren durch den Wind und die Wellen und das wütende Prasseln von Tropfen auf Fiberglas ein Geräusch, das ich unbedingt hören wollte. Anfangs schluckend und unbeständig, verwandelte sich das wässrige Glucksen in ein stetiges Knattern.

Das Boot schien sich anzuspannen, als spürte es neue Entschlossenheit in dem alten Evinrude.

Das Knattern gewann an Kraft.

Den Launen des turbulenten Flusses nicht länger ausgeliefert, bewegte sich das Boot nun zielgerichtet.

Das Knattern wurde stärker und höher.

Der Bug hob sich, und das kleine Whaler schoss vorwärts, eine schaumige, weiße Heckwelle hinter sich herziehend, während es durch den Strom pflügte.

Ryan kroch nach vorne, um während der schwankenden Rückkehr zum Ufer bei mir zu sein. Er legte mir den Arm um die Schultern und drückte mich an sich.

Zum ersten Mal seit Einsetzen des Sturms atmete ich tief durch.

Clémence machte seinem Namen alle Ehre. Er zeigte sich gnädig mit uns.

Unsere kleine Party würde überleben.

Andere sollten nicht so viel Glück haben.

2

DONNERSTAG, 4. JULI

Ich wachte früh auf und fühlte mich ein wenig melancholisch, ohne so recht zu wissen, wieso.

Independence Day, der Unabhängigkeitstag, ist mein liebster amerikanischer Feiertag. Kein Festessen ist zu kochen, um sich daran zu überfressen. Keine Körbe sind zu füllen und zu verstecken. Keine Geschenke einzupacken, kein Schmuck aufzuhängen oder Plätzchen zu backen. Nennen Sie mich ruhig eine Spaßverderberin. Aber andererseits: Kaufen Sie mir einen Eimer Chicken Wings und zünden Sie ein paar Wunderkerzen an, und ich bin so glücklich wie ein Kind im Karneval. Wobei an diesem Morgen meine Begeisterung für alles Pyrotechnische noch immer ziemlich am Boden war.

Fünf Tage nach seinem dramatischen Auftritt war Clémence weiterhin Gesprächsthema. In dieser kurzen Zeit hatte ich mehr über Microbursts und den Unterschied zu Tornados gelernt, als ich wissen musste. *Les microrafales et les tornades.*

Ein Microburst ist ein örtlich eng begrenzter Fallwind innerhalb eines Gewitters. Das ist der Burst-, der Ausbruchs-Aspekt. Der sich dabei bildende Trichter beträgt normalerweise nicht mehr als vier Kilometer im Durchmesser. Das ist der Micro-Aspekt. Was die Geschwindigkeit dieser Monster angeht, so habe ich zwar keine Ahnung von Clémence' persönlicher Bestleistung, aber ich weiß, dass die von Microbursts produzierten Winde bis zu einhundertsechzig Stundenkilometer erreichen können, was einem Tornado der Stufe EF-1 entspricht.

Und nun raten Sie mal, wo Clémence auf festen Boden traf. Genau. Direkt dort, wo sich Rabeaus kleines Boot befand.

Doch dieses Debakel hatte auch etwas Gutes. Ryan war einverstanden, den Kontakt zu Xavier Rabeau und der brechgereizten Mademoiselle Damico einzustellen.

Um halb neun beendete ich eben meine dritte Runde durch ein Netzwerk kleiner Straßen in Hochelaga-Maisonnette, einem Arbeiterviertel knapp östlich von Centreville. In langsamer Fahrt und mit wachem Blick kam ich vorbei an einer Schule, einem kleinen Park, mehreren, in Quebec *depanneurs* genannten Minimärkten und Reihen zwei- und dreistöckiger Mehrfamilienhäuser mit schmiedeeisernen Treppenaufgängen. Fand keinen Millimeter freien Bordstein.

Zum vierten Mal durch die Rue Defresne zockelnd, erspähte ich auf halber Höhe des Blocks das rote Flackern von Bremslichtern, schoss vorwärts und wartete, bis ein etwa schuhgroßer Ford Fiesta sich aus der Parklücke manövriert hatte. Mit viel Kurbeln und Fluchen schaffte ich es, mein Auto in die frei gewordene Lücke zu quetschen.

Zufrieden mit meinem kleinen Sieg und ein wenig verschwitzt, schnappte ich mir Laptop und Aktentasche und ging auf das Édifice Wilfrid-Derome zu, ein dreizehnstöckiges Glas- und Stahlgebäude, das vor Jahren nach dem berühmten Kriminalpionier Quebecs umbenannt worden war.

Nicht ohne Grund und vielleicht aus Sturheit nennen viele Einheimische diese Konstruktion noch immer das SQ-Gebäude. Das Laboratoire de sciences judiciaires et de médecine légale, die kombinierten rechtsmedizinischen und kriminaltechnischen Institute, belegen die oberen beiden Stockwerke. Das Bureau du coroner liegt im elften. Die Leichenhalle und die Autopsiesäle sind im Untergeschoss. Die gesamte andere Fläche gehört der Sûreté du Québec, der Provinzpolizei. Der SQ oder der QPP,

je nachdem, ob man frankofon oder anglofon ist. Französisch oder englisch.

Während ich über den Bürgersteig hastete, sah ich den T-förmigen Koloss über dem Viertel aufragen. Irgendwie wirkte der düstere Klotz unpassend vor dem fröhlich blauen Himmel. Und fröhlich war der wirklich.

Der Sommer hatte jetzt das Sagen, die Tage waren heiß und schwül, die Nächte sternenhell und sinnlich. Nach dem langen, trüben Winter und dem herzlosen Frühling dieses Jahres genossen *les Montréalais* die laue Wiedergeburt ihrer Stadt.

Frauen mit nackten Schultern und Männer mit teigig bleichen Beinen in Bermudas tranken endlos Eiskaffees oder Krüge mit Molson an Tischen, die all die *bar propriétaires* und *restaurateurs* auf Bürgersteige und Innenhöfe gestellt hatten. Radfahrer und Rollerblader füllten die Radwege, die parallel zu den Durchfahrtsstraßen und Wasserwegen der Stadt verliefen. Frauen mit Kinderwagen, Jogger, Studenten und Menschen mit Hunden bildeten farbenfrohe Ströme in beiden Richtungen entlang der Rues Ste-Catherine, St-Denise, St-Laurent und der nahen Boulevards.

Großereignisse reihten sich derzeit in schneller Folge aneinander. Les Francofolies de Montréal. Der Große Preis von Kanada in der Formel Eins. Das International Jazz Festival. Das Festival International Nuits d'Afrique. Just for Laughs – die Lachattacke. Montréal Complètement Cirque.

Diese Jahreszeit hatte lange auf sich warten lassen. Weil sie wusste, dass sie nicht lange bleiben würde, nutzte die Bevölkerung sie mit einer Begeisterung, die es in meiner Heimat North Carolina nicht gab.

Doch für mich würde es heute kein entspanntes Herumschlendern, Limonadetrinken oder Picknicken geben. Ich war unterwegs zu einem Autopsiesaal, um tote Babys zu untersuchen.

Mit Melancholie im Herzen. Am Vierten Juli.

Verstehen Sie mich nicht falsch. Ich habe den Canada Day und Saint-Jean-Baptiste – La Fête nationale du Québec genossen. Immer ein großer Spaß. Aber keiner von beiden war eine sternensübersäte Geburtstagsparty wie der Vierte Juli.

Komm runter, Brennan.

Nach Betreten der Lobby zog ich meinen Sicherheitsausweis durch, zog ihn noch einmal am Aufzug durch, dann am Eingang zum zwölften Stock und ein letztes Mal an den Glastüren, die den rechtsmedizinischen Flügel vom Rest des Gebäudes trennten. Straffe Sicherheit? Darauf können Sie Gift nehmen.

Der Korridor war so früh an einem Donnerstagmorgen sehr ruhig. Während ich an den Fenstern zu den Laboren für Mikrobiologie, Histologie und Pathologie vorbeimarschierte, sah ich Männer und Frauen in weißen Mänteln an Mikrotomen, Schreibtischen und Spülbecken arbeiten. Mehrere winkten oder grüßten stumme Wörter formend durch das Glas. Marcel, einer der neuen Techniker, hätte vielleicht gesagt: »*Joyeux quatre juillet.*« Fröhlichen Vierten Juli.

Mich für die bevorstehende Aufgabe wappnend und alle Gedanken an meine Tochter Katy als Baby verdrängend, arrangierte ich, was von dem ersten winzigen Skelett übrig war. Es gab nur wenig zu arrangieren. Anschließend machte ich mich an das nächste.

Nach beinahe zwei Stunden des Sortierens und Aneinanderreihens spürte ich mehr, als ich sie hörte, in meinem Rücken eine Anwesenheit. Eine Fähigkeit, die ich in den langen Jahren der Interaktion gelernt hatte, vielleicht durch das Erfassen olfaktorischer Hinweise, wie jetzt des schwachen Geruchs nach Pfeifentabak. Ich drehte mich um.

»*Bonjour, Temperance*«, begrüßte mich LaManche in seinem präzisen Pariser Französisch. Von all meinen Bekannten ist er der Einzige, der darauf besteht, die formelle Version meines Namens zu benutzen. Für ihn gibt es keine Verkürzung zu Tempe.

»*Bonjour*«, erwiderte ich. »*Comment ça va?*«

»*Ça va.*«

Nach seinem Gesichtsausdruck zu urteilen, liefen die Dinge allerdings nicht so gut, wie er behauptete. Vielleicht. Das Hundegesicht des alten Mannes mit seinen tief eingegrabenen Falten war nur schwer zu enträtseln.

Ein Wort über meinen Chef.

Dr. Pierre LaManche ist Pathologe, seit Gott den Dreck erfand, und *le directeur* der gerichtsmedizinischen Abteilung des LSJML, seit ich hier arbeite. Schon als wir uns kennenlernten, konnte ich sein Alter nicht schätzen. Jetzt ist er offensichtlich älter und ein bisschen gebeugter, aber immer noch ein Mann von eindrucksvoller Statur. Und Verstohlenheit.

Entweder mit Absicht oder aus Gewohnheit, oder weil das eine aus dem anderen erwachsen war, bewegt LaManche sich mit einer Geräuschlosigkeit, die es ihm erlaubt, völlig unbemerkt aufzutreten. Er trägt Kreppsohlen und hält seine Taschen frei von Schlüsseln oder Münzen. Kein Knarren. Kein Klimpern. Einige finden dieses Fehlen jeglicher akustischen Vorwarnung verstörend.

»Ich fange eben mit den Babys aus Sainte-Agathe an«, sagte ich, weil ich annahm, dass LaManche einen vorläufigen Bericht über meine Aktivitäten der letzten beiden Tage haben wollte. Aufgrund eines telefonischen Hinweises hatte er mich mit einem Team des Service de l'identité judiciaire, Division des scènes de crime – Quebecs Version von CSI – losgeschickt, um den Keller eines Farmhauses in einer ländlichen Gegend in den Laurentinischen Bergen zu durchsuchen.

»Es sind insgesamt vier, nicht?«, fragte LaManche bedrückt, die Arme vor der Brust verschränkt.

Ich nickte. »Jedes war in einem kleinen Behältnis vergraben. Einem Schuhkarton vielleicht. Ich konnte einige Fetzen eines Materials sicherstellen, das Karton zu sein scheint.«

»Haben Sie schon eine ungefähre Einschätzung, wann diese armen Babys ums Leben kamen?«

»Mein erster Eindruck ist, dass sich die Todesfälle über eine gewisse Zeitspanne erstreckten, doch keiner davon ist neueren Datums.« Ich zögerte. »Aber ...«

»Natürlich.« Da LaManche wusste, dass ich nicht gerne nach meiner Meinung gefragt werde, bevor ich eine Untersuchung abgeschlossen habe, hob er nur seine knotigen Hände und streckte mir die Innenflächen entgegen. »Entschuldigen Sie. Lassen Sie sich Zeit. Ich will Sie nicht drängen.«

»Ich sehe keine Hinweise auf Verletzungen. Kann sein, dass ich die Todesursache nicht bestimmen kann.«

»So eine traurige Geschichte. Trotzdem, das ist nicht der Grund, warum ich hier bin.«

Ich wartete.

»Zeugen haben gemeldet, sie hätten ein Mann beobachtet, der von einem Blitz getroffen wurde, als er Samstagabend beim Feuerwerk zuschaute. Sie erinnern sich vielleicht, dass es einen heftigen Sturm gab?«

»O ja.«

»Der Mann verfolgte es von der Jacques-Cartier-Brücke aus. Als er getroffen wurde, stürzte er vom seitlichen Stahlfachwerk, auf das er geklettert war, in den Fluss. Obwohl die Menge sich schnell zerstreute, gab es viele Zeugen, die den Vorfall sahen.«

»Weiß irgendjemand, wer er war?«

»Nein. Offensichtlich war er alleine. Die Versuche, seine Leiche zu bergen, begannen am Sonntag. Bis heute haben sie sich als erfolglos erwiesen.«

Merde.

Ich wusste genau, was jetzt kam.

»Heute Morgen rief mich Jean-Claude Hubert an.« LaManche meinte den Chief Coroner von Quebec. »Monsieur Hubert sagte,

sein Büro wäre von einem SPVM-Beamten namens Roland Plante kontaktiert worden. Constable Plante gab an, er hätte heute um 7:30 Uhr auf die Meldung einer Leiche im Bickerdike Basin reagiert. Kennen Sie es?«

»Ist das ein Fähranleger im alten Hafen?«

»Eine Art Anleger. Constable Plante fuhr zum Basin und traf sich dort mit einem Bootsfahrer namens Ernest Legalt. Da Plante sich ziemlich sicher war, dass Legalt recht hatte und vor Ort menschliche Überreste vorhanden waren, rief Plante den Coroner an.«

Wieder mal. Leichen aus dem Wasser fischen ist eine der Aufgaben, die ich am wenigsten mag.

»Ich hasse es, Sie zweimal pro Woche an einen Fundort zu schicken, aber ...«

LaManche senkte das Kinn und hob die Brauen, die buschigen grauen Raupen über seinen Augenhöhlen ähnelten, ließ die Bitte aber unausgesprochen zwischen uns hängen.

»Natürlich«, sagte ich.

»Überprüfen Sie die Situation, *s'il vous plaît*. Wenn die Überreste menschlich sind und Sie vermuten, dass möglicherweise noch mehr zu finden ist, werde ich ein Boot und Taucher anfordern.«

»Ich mache mich sofort auf den Weg.«

»Brauchen Sie ein Fahrzeug?«

»Nein danke. Ich fahre selbst.«

Zwanzig Minuten später saß ich wieder in meinem Auto. Als ich unter dem Pont Jacques-Cartier hindurchfuhr, dachte ich an den Mann, der vom Blitz getroffen wurde, während er auf dem Stahlfachwerk stand. Ich fragte mich, wie er es geschafft hatte, auf das Metallskelett zu klettern und von dort ins Wasser zu fallen.

Auf der Viger unterwegs nach Westen, kam ich an der Molson-Brauerei vorbei, die sich links von mir entlang des Flusses ausbreitete, beschleunigte dann um den Rundturm des Radio-Canada-Gebäudes herum und folgte den Schildern zum Boulevard Robert Bourassa und der Champlain- und der Victoria-Brücke. Montreal ist eine Insel, deshalb diese Fülle an Brücken.

Ich bog in den Chemin des Moulins ein und fuhr nach einer Art Kehre die Avenue Pierre-Dupuy entlang, einen schmalen Asphaltstreifen, der eine spitze Landzunge mit dem Dieppe-Park am Ende zerteilt. Rechts vor mir ragten mehrere Komplexe mit Eigentumswohnungen der Luxusklasse auf, Nutznießer der ausgedehnten Grünflächen auf dieser Landzunge. Ich erkannte Tropiques Nord und Habitat 67, eine Adresse, die Ryan früher sein Zuhause genannt hatte.

Links vor mir lag nun das Bickerdike Basin, ein menschengemachtes Rechteck aus Wasser, das zwischen der grünen Landspitze und dem massiven Betonpier aus dem St. Lawrence herausgeschnitten wurde. Hinter dem Pier war ein weiteres Becken und dahinter der untere Teil des alten Hafens.

Die Straße endete in einem ausgedehnten Parkplatz mit Maschendrahtumzäunung. Hier und dort standen Neunachser und kleinere Lastwagen, einige mit Frachtcontainern, andere ohne. Vor mir am näheren Ende des Beckens erhob sich ein Containerkran hoch in den Himmel, eine kolossale und außergewöhnliche Ansammlung von Kabeln und Stahlträgern, die ich unmöglich benennen konnte.

Rechts des Krans führte eine Öffnung im Zaun zu einem Asphaltstreifen, der sich leicht abwärts neigte und in eine einspurige Fahrbahn entlang des rechten Beckenrands überging. Ein Schild warnte: *Defense d'entre sans autorisation*. Kein Zutritt ohne Genehmigung.

Die Botschaft des Schildes wurde noch verstärkt durch einen

Streifenwagen der SPVM, der mit rot und blau blinkenden Signallichtern die Zufahrt versperrte. Ein Uniformierter stand neben seinem Fahrzeug und signalisierte mir mit beiden Armen, zu wenden und nicht weiterzufahren. Ich ließ den Wagen ausrollen, stieg aus und ging auf ihn zu.

Der Beamte spreizte die Beine und stemmte die Hände in die Hüften. Er lächelte nicht. Wahrscheinlich wäre er überall lieber gewesen als hier zwischen den kreischenden Möwen, in der Hitze, dem Gestank nach Öl, totem Fisch und Algen. Na ja, ich auch.

»Sie dürfen nicht näher kommen, Madame. Sie müssen weitergehen.« Ein kleines Messingschild über seiner Brusttasche identifizierte ihn als *Const. Plante*.

»Ich bin Dr. Brennan«, sagte ich und zog meinen Ausweis aus der Tasche. »LSJML.«

»Sie arbeiten für den Coroner?« Plantes Ton und Gesichtsausdruck argwöhnisch zu nennen, hätte bei Weitem nicht ausgereicht.

Ich gab ihm meinen Ausweis. »Ich bin die *anthropologue judiciaire*.«

Plante musterte die Plastikkarte so lange, dass ich schon dachte, er wolle den Inhalt auswendig lernen. Er schaute vom Foto zu meinem Gesicht, dann wieder aufs Foto. Dann reichte er mir die Karte zurück und nickte, noch immer ohne Lächeln.

»Haben Sie die Leiche gesehen?«, fragte ich.

»Soweit vorhanden.«

»Ist Monsieur Legalt noch hier?«

»Ja. Aber erwarten Sie sich nicht zu viel.«

Mit diesen verwirrenden Bemerkungen drehte Plante sich um und ging mir voraus die Rampe hinunter.

3

Wie in vielen Regionen kann auch in Montreal die Antwort auf die Frage nach der Zuständigkeit ziemlich verzwickelt ausfallen. Die Stadt liegt auf einem schmalen Landstreifen mitten im Fluss St. Lawrence. Der Service de Police de la Ville de Montréal, der SPVM, erledigt die Polizeiarbeit auf der Insel selbst. Außerhalb der Insel ist das die Aufgabe der örtlichen Polizeireviere oder der Provinzpolizei, der Sûreté du Québec, kurz SQ. Auch wenn die Koordination nicht immer perfekt läuft, funktioniert das System.

Bickerdike Basin lag mitten auf der Insel. Deshalb der SPVM und der nicht gerade herzliche Constable Plante.

Plante schritt mit einem Tempo und einer Entschlossenheit aus, die seinem Bestreben Ausdruck verlieh, die Sache so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Ich folgte, beladen mit meinem unhandlichen Bergungskoffer. Das zusätzliche Gewicht bedeutete, dass ich Schwierigkeiten hatte, bei seinem Tempo mitzuhalten. Die Hitze – inzwischen lag die Temperatur bei 30 Grad – half auch nicht gerade.

Rechts von uns erstreckte sich eine hohe Betonmauer mit einem Radweg sowie der Avenue Pierre-Dupuy obendrauf. In Abständen türmten sich Reifenstapel am Sockel der Mauer. Zwischen den Stapeln parkten hier und dort Autos im schmalen Streifen mittäglichen Schattens.

Linker Hand lag das Becken. Wir kamen an einem offenbar schwimmenden Bootsanleger, einigen Lastkähnen und einem